

Ambulante Pflege

«Die Spitex ist ein Segen»

Frau Frick ist dement. Frau Aebi hat schlimme Gelenkschmerzen. Herr Fackelmayer kann nicht allein aufstehen. Dank der Spitex können diese alten Menschen gleichwohl daheim leben - daheim in Zürich-Witikon.

Susanne Anderegg

Es ist kurz nach acht Uhr, als Antonella Pascali bei Fackelmayers die Tür aufschliesst. Die junge Frau hat vor wenigen Monaten die Lehre zur Fachangestellten Gesundheit abgeschlossen und arbeitet jetzt im Spitex-Zentrum Witikon, das im katholischen Kirchgemeindehaus eingemietet ist. Von dort ist sie mit dem Elektrovelo den Berg runtergefahren zu ihrem ersten Kunden. Helmut Fackelmayer (87) lebt in einem alten Haus. Es ist sein Elternhaus, hier ist er aufgewachsen, hier hat er sein Leben lang gewohnt. Herr Fackelmayer ist Graveur, seine Werkstatt ist gleich nebenan. Seit drei Jahren sind die Maschinen unbenutzt. Herr Fackelmayer leidet an mehreren Krankheiten - seine Frau betreut ihn rund um die Uhr.

Das Ehepaar hat der Spitex einen Hausschlüssel anvertraut - für alle Fälle. Frau Fackelmayer (89) ist am Ende ihrer Kräfte, sie hat 20 Kilo abgenommen. Kürzlich musste sie auch noch den Grauen Star operieren lassen. Das alles ist zu viel. Als Antonella Pascali in die Stube tritt und sie begrüsst, fängt Frau Fackelmayer an zu erzählen. Sie klagt

Am Mittag wird wieder jemand kommen, um mit ihr zu essen.

über die vielen Augentropfen, die sie nehmen muss. Über den schlimmen Husten, den sie vermutlich von einer der Spitex-Frauen habe. Über die häufige Verspätung der Spitex. «Ich stehe um halb sieben auf, ich möchte, dass Sie immer um acht Uhr kommen, sonst wird es zu spät mit dem Frühstück, und der ganze Tagesablauf gerät durcheinander.» Ein verständlicher Wunsch.

Die Spitex-Planerin im Zentrum Witikon kennt das Problem und versucht, wenn möglich die Anliegen zu berücksichtigen. Doch bei 33 Mitarbeiterinnen und rund 180 Kundinnen und Kunden ist die Einsatzplanung eine Herausforderung, zumal fast alle die Hilfe am Morgen brauchen - zum Aufstehen, Waschen, Medikamente einnehmen. Auch wünschen sich viele Kundinnen mehr Kontinuität bei den betreuenden Personen, sie schätzen es nicht, wenn jeden Tag eine andere Pflegerin kommt. Hier ist eine Verbesserung in Sicht. Die Spitex Zürich Limmat, zu welcher Witikon gehört, plant eine Reorganisation: Die Teams sollen verkleinert werden.

Antonella Pascali nimmt sich Zeit für Frau Fackelmayer und ermuntert sie, zu sagen, «wenn Sie von uns mehr Unterstützung brauchen». Herr Fackelmayer wartet derweil geduldig oben im Schlafzimmer, auf der Bettkante sitzend. Der niedrige Raum ist hell getäfert, er wirkt freundlich trotz Regenwetter, durch die Fenster auf zwei Seiten schweift der Blick ins Grüne. Antonella Pascali fasst den Patienten an den Händen, er steht auf, stützt sich auf ein Böckli und geht mit kleinen Schritten ins Badezimmer, von hinten leicht geführt von der Pflegerin. «Ich zweifle, ob Sie mich halten können, wenn ich umfalle», witzelt der noch immer stattliche Mann.

Alles der Reihe nach

Helmut Fackelmayer kann noch einiges selber machen, doch ohne Hilfsmittel ginge es nicht. Er hat einen Badewannenlift, einen Treppenlift, einen Spezialstuhl im Wohnzimmer. Als er in der Wanne sitzt und das warme Wasser aus der Dusche über seinen Körper rinnt, fühlt er sich wohl: «Das ist das Schönste am Morgen.» Die junge Spitex-Pflegerin unterhält sich mit ihm und fragt immer wieder nach, wie es gehe. Beim Anzie-



Zweimal pro Woche kommt die Spitex für Duschen und Haarewaschen. Frau Aebi geniesst es. Foto: Samuel Schalch

hen hält sie die gewünschte Reihenfolge ein: Unterhose, Socken, Unterhemd, Hemd und zum Schluss die Hose. Alles in allem ist Antonella Pascali eine gute Stunde beim Ehepaar. Sie trägt die Zeit in ihrem Tablet ein und macht einen Vermerk: Auf die Gesundheit der Ehefrau achten!

Alle Spitex-Mitarbeiterinnen haben ein Tablet bei sich, in dem sie nicht nur die Weg- und Arbeitszeiten erfassen, was für die Abrechnung wichtig ist, sondern auch medizinische oder soziale Auffälligkeiten, die sie bei den Patienten feststellen. Nicht aufschreiben müssen sie die regelmässigen Pflegehandlungen. Diese sind für jede Spitex-Kundin und jeden Kunden in der Pflegeplanung dokumentiert, die bei Veränderungen aktualisiert wird und welche die Mitarbeiterinnen auf ihre Tour mitnehmen. So wird sichergestellt, dass jede Pflegeperson alle nötigen Informationen hat.

Sabah Tabai findet das System gut. Der bürokratische Aufwand sei gering,

sagt die erfahrene Pflegerin. Seit 23 Jahren arbeitet sie bereits für die Spitex, sie hat sich damit ihr Biochemie-Studium finanziert und entschied sich dann später - vor die Wahl zwischen Forschung und Pflege gestellt - für die Spitex. Ihre erste Patientin an diesem Morgen ist Helene Baig.

Die pensionierte Lehrerin hat seit vielen Jahren Diabetes, die Spitex kommt dreimal täglich, um den Blutzucker zu messen und je nachdem Insulin zu spritzen. Heute ist der Wert sehr tief, unter sechs. Sabah Tabai macht sich Sorgen, Frau Baig könnte es schwindlig werden. Auch schon hat sie die alte Frau im Flur ohnmächtig auf dem Boden liegend gefunden. Es ist jetzt wichtig, dass sie etwas isst. Frau Baig sitzt im Polsterstuhl in der Stube, die Füsse auf einem Plastikschemel hochgelagert. Ein tiefer Blutzuckerspiegel macht träge.

Sabah Tabai zieht ihr erst mal andere Socken an, solche mit Antirutschsohlen. Dann geht sie mit ihr in die Küche, berei-

tet Kaffee zu, legt Brot und Butter auf den Tisch und fordert die Patientin auf, den Toast selber zu streichen. Während Frau Baig isst, wäscht Sabah Tabai ab. Essen zubereiten und Abwaschen ist auf dem Pflegeplan von Frau Baig eigentlich nicht vorgesehen, dafür kommt jeweils eine hauswirtschaftliche Mitarbeiterin der Spitex vorbei, welche die Kundin selber bezahlen muss. Doch Tabai wäre es nicht wohl gewesen, die Patientin zurückzulassen, ohne zu wissen, ob sie tatsächlich etwas isst. Frau Baig weiss dies zu schätzen. «Ich danke Ihnen von Herzen», sagt sie zum Abschied.

Die Kaffeepause fällt aus

Die Pflegerin ist nun bereits etwas in Verzug, und bei der nächsten Kundin wird ihr Zeitplan erneut strapaziert. Frau Frick ist dement. Sie liegt im Bett, als Tabai kurz vor zehn Uhr bei ihr eintrifft. Nichts Ungewöhnliches. Die zierliche 90-Jährige steht immer spät auf. Die Spitex kommt, um ihr die Medikamente

zu geben. Die blaue Tablette, die sie vor dem Schlafen hätte nehmen sollen, liegt noch auf dem Nachttisch. «Die brauche ich nicht», sagt Frau Frick.

Das Telefon klingelt. Es ist die Tochter: Um halb elf Uhr komme der Coiffeur, ob die Spitex ihre Mutter bereit machen könne? Normalerweise steht Frau Frick selbstständig auf, wäscht sich und zieht sich an. Doch in 20 Minuten schafft sie das nie, zumal sie heute besonders verwirrt ist. Sabah Tabai opfert ihre Kaffeepause und hilft. «Das gehört zu meinem Beruf - die Abwechslung, das Unvorhergesehene, das selbstständige Arbeiten. Das liebe ich.» Frau Frick sagt: «Die Spitex ist ein Segen.»

Am Mittag wird wieder jemand kommen, um mit ihr zu essen. Den Herd darf sie nicht allein bedienen, es wäre zu gefährlich.

Die Spitex muss sich zunehmend um demente Menschen kümmern, ebenso steigend ist die Zahl psychiatrischer Patienten und von Menschen, die unheilbar krank sind und zu Hause sterben wollen. Für schwierige Fälle können die Spitex-Dienste in den Quartieren auf Fachteams zurückgreifen, die gesamtstädtisch tätig sind. So hat die Spitex Zü-

Sie ist 93, sieht aber aus wie 78 - da sie noch immer täglich schwimmt.

rich Spezialistinnen für Demenz, für Psychiatrie und für Palliative Care. «Die Hauptprobleme unserer Patienten und Patientinnen sind aber weiterhin Bewegungseinschränkungen durch Krankheit oder Unfall, verbunden mit Schmerzen», sagt Silvia Bertschinger, Teamleiterin in Witikon. Etwa 85 Prozent von ihnen sind über 80-jährig.

Auch Rosabeth Aebi ist alt, 93. Sie sieht aber aus wie 78. Vielleicht liegt es daran, dass sie Stammgast in der Badi Utoquai ist und täglich im See schwimmt. Vielleicht aber auch an ihrem sonnigen Gemüt. Sabah Tabai freut sich, Frau Aebi an diesem Morgen zu besuchen, sie hat sie längere Zeit nicht mehr gesehen. Frau Aebi steht strahlend in der Tür. «Willkommen, Liebstel!», begrüsst sie die Pflegerin. Die beiden kennen sich seit zehn Jahren. «Wie geht es Ihnen?», fragt Tabai. Frau Aebi leidet an Arthritis, sie muss starke Medikamente gegen die Schmerzen nehmen. Ihre Gelenke sind geschwollen.

«Nie in ein Pflegeheim»

Gerade hatte sie wieder einen Entzündungsschub. «Es war schlimm, ich erhielt viel Cortison und erlitt deswegen eine Vergiftung», erzählt sie. Nun geht es ihr wieder besser, die Hände sind etwas abgeschwollen, sie kann die Finger wieder bewegen. Doch es tut weh. Sabah Tabai duscht die Patientin und wäscht ihr die Haare. Frau Aebi hat Stil. Kürzlich hat sie sich «ein wunderschönes Kleid» gekauft, das sie ihrer Lieblingspflegerin nachher vorführen wird. Mode ist ein Thema, über das sich die zwei gerne unterhalten. Sorgfältig föhnt Sabah Tabai die kurzen, braun gefärbten Haare und bringt sie mit der Rundbürste in Form. Frau Aebi sitzt im Bademantel auf dem WC-Deckel, sie hat die Augen geschlossen und ein Lächeln im Gesicht.

«Die Spitex ist wunderbar», findet Frau Aebi. Sie wünscht sich, dass sie dank deren Hilfe bis zum Tod daheim bleiben kann. In ihrer schönen, geräumigen Wohnung mit Balkon, wo Geranien und Kapuziner blühen und die Küchenkräuter in einem grossen Topf prächtig gedeihen. «Ich gehe nie in ein Pflegeheim», sagt sie. Eine Aussage, die Sabah Tabai immer wieder hört. Sie hat noch niemanden erlebt, der ins Heim wollte.



Antonella Pascali hilft Herrn Fackelmayer beim Anziehen. Foto: Samuel Schalch

Als AG kann die Spitex rasch auf neue Bedürfnisse eingehen

Die Spitex ist ein wichtiger Partner der Spitäler. Die Spitalpolitik hat eine direkte Auswirkung auf ihre Arbeit.

Susanne Anderegg

Geht es ums Gesundheitswesen, stehen meist die Spitäler oder die Ärzte im Fokus. Die Arbeit der Spitex wird selten thematisiert. Dabei hat sie eine wichtige Funktion und eine wachsende Bedeutung. Die Zürcher Gesundheitsdirektion sieht ein grosses Potenzial in der Spitex: Statt ins Heim zu gehen, könnten in Zukunft noch viel mehr Menschen zu Hause wohnhaft bleiben und von der Spitex betreut und gepflegt werden. Das entspricht nicht nur dem Wunsch der meisten Menschen, sondern spart auch Geld. Denn eine stationäre Behandlung ist teurer als eine ambulante.

Dies gilt sowohl für die Heime als auch für die Spitäler. Die nationale wie die kantonale Gesundheitspolitik zielen deshalb darauf ab, die Patienten möglichst wenig und möglichst kurz im Spital zu behalten. Seit diesem Jahr schreibt der Kanton Zürich vor, dass 15 ausgewählte Operationen in der Regel ambulant durchgeführt werden müssen. Und schon seit 2012 ist die neue Spitalfinanzierung mit Fallpauschalen in Kraft, die den ökonomischen Druck auf die Spitäler erhöht, die Patienten möglichst früh zu entlassen.

Die Spitex bekam das zu spüren - sie übernimmt solche Patientinnen und Patienten. In der Stadt Zürich wurde dafür ein Spezialdienst aufgebaut. Seit 2012 haben hier die Spitäler einen direkten Draht zur Spitex, und zwar 365 Tage im Jahr von 8 bis 18 Uhr. «Innert zwei Stunden können wir die Übernahme eines Patienten vom Spital organisieren», sagt Christina Brunnschweiler, Geschäftsführerin der Spitex Zürich Limmat AG. Die Zusammenarbeit funktioniert gut. Brunnschweiler ist kein Fall einer «blutigen Entlassung» bekannt - dass also jemand heimgeschickt wurde, obwohl er noch akut krank war. Vor solchen verfrühten Entlassungen hatten die Fallpauschalenkritiker gewarnt.

Aus 21 wurden 3

Zumindest in der Stadt Zürich funktioniert die Behandlungskette gut. Spitäler, Spitex, Heime und Hausärzte sind vernetzt. Und die Spitex ist in der Lage, sich rasch auf neue Entwicklungen und Bedürfnisse einzustellen. Das liegt nicht zuletzt an ihrer Organisationsform. Traditionell wurde die Spitex im ganzen Land durch Vereine organisiert. In den vergangenen Jahren haben sich viele von diesen zu grösseren Organisationen zusammengeschlossen. Auf Zürcher Stadtgebiet begann der Fusionsprozess im Jahr 2001 und erfolgte in mehreren Schritten.

Von ursprünglich 21 Vereinen sind drei Trägerschaften übrig geblieben: die Spitex Zürich Limmat, die etwa zwei Drittel der Stadt abdeckt, die Spitex Zürich Sihl und die Spitex der Stiftung Alterswohnungen. Alle drei haben einen Leistungsauftrag der Stadt und werden

von ihr subventioniert. Der Verein Spitex Zürich Limmat gründete 2012 eine Betriebs-AG. Laut Christina Brunnschweiler hat diese Rechtsform eine Reihe von Vorteilen: Kompetenzen und Verantwortlichkeiten sind klar geregelt, und die Prozesse sind unbürokratisch. Die Geschäftsleitung kann rasch handeln, weil sie mehr Freiraum hat bei Investitionen oder Personalfragen.

Derzeit entwickelt sie zum Beispiel mit einer Softwarefirma und der Spitex Bern eine IT-Lösung, die später auch anderen Spitex-Organisationen verkauft werden könnte. Dem Personal hat die Geschäftsleitung für das laufende Jahr drei zusätzliche Ferientage gewährt. Brunnschweiler: «Die Finanzlage erlaubte es, und wir müssen schauen, dass wir gegenüber den privaten Anbietern konkurrenzfähig bleiben.» Diese haben in Zürich mit 34 Prozent aller Pflegestunden einen hohen Marktanteil.

Als AG kann die Spitex Zürich Limmat auch Betriebszweige aufbauen, die nicht subventioniert sind. «Spitex plus» ist ein solches Angebot: Mitarbeitende der Spitex können gebucht werden für Freizeitaktivitäten, etwa für einen Spinnachmittag oder einen Kinobesuch, wenn jemand nicht mehr allein in die Stadt kann. Brunnschweiler sieht die gemeinnützige Aktiengesellschaft durchaus als passende Rechtsform auch für die Stadtspitäler, welche derzeit noch Verwaltungsabteilungen sind.

Mehr Lehrstellen geschaffen

Gefragt nach den aktuellen Herausforderungen, nennt Brunnschweiler an erster Stelle den Personalmangel. Vor allem diplomierte Pflegenden habe es zu wenig auf dem Schweizer Arbeitsmarkt. Die Spitex Zürich Limmat hat den Anspruch, dass rund ein Viertel des Personals diplomiert ist. Daneben setzt sie Fachangestellte Gesundheit (Fage) und Pflegeassistentinnen ein sowie Hauswirtschaftshilfen, die speziell für die Arbeit in der Spitex weitergebildet werden.

Die Spitex ist bei jungen Pflegefachleuten nicht besonders beliebt, sie ziehen das Akutspital als Arbeitsort vor. Dem versucht die Spitex entgegenzuwirken, indem sie viel mehr selber ausbildet als früher. Und attraktive Arbeitsbedingungen schafft. Zum Beispiel mit kleinen Teams, in denen sich die Pflegenden weitgehend selber organisieren können.

Die Spitex Zürich Limmat AG hat 975 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf 587 Vollzeitstellen, davon rund 40 in Ausbildung. Diese betreuten im vergangenen Jahr 6724 Kundinnen und Kunden. Sie leisteten 334 000 Stunden Pflege und 182 000 Stunden Haushalt. Damit erwirtschafteten sie 27 Millionen Franken an Krankenkassenbeiträgen und Kundenbeiträgen für Haushaltsarbeiten. Knapp 3 Millionen resultierten aus der Patientenbeteiligung an den Pflegekosten. 36 Millionen steuerte die Stadt bei. Subventioniert werden unter anderem Spezialdienste wie die Nachtspitex, die Ausbildungen und Hauswirtschaftsleistungen für wenig Verdienende. Und: Die Spitex Zürich ist verpflichtet, jeden und jede zu behandeln, egal, wie aufwendig dies ist.

Behörden mahnen zur Vorsorge für den Fall der Fälle

In Zürich geht die Zahl der von der Kesb angeordneten Massnahmen zum Schutz von Kindern und Erwachsenen zurück. Ein Zeichen, dass besser vorgesorgt wird.

Daniel Schneebeli

Die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) stehen seit ihrer Gründung 2013 in der Kritik. Die Kesb hätten zu viel Macht und mischten sich zu sehr in die Familien ein. Gestern veröffentlichte die Kesb für die Stadt Zürich - die grösste ihrer Art - die aktuellsten Zahlen. So wurden im vergangenen Jahr 486 Beistandschaften für Erwachsene, 422 Kindesschutzmassnahmen und 67 Fremdplatzierungen von Kindern verfügt. In der Tendenz entspricht dies einem Rückgang. Besonders deutlich ist er bei den Beistandschaften für Erwachsene ausgefallen.

Michael Allgäuer, Präsident der Kesb Zürich, warnte davor, die Zahlen zu sehr zu interpretieren. Dennoch führt er den Trend auf den «konsequenten Verzicht auf behördliche Eingriffe» zurück, wenn eine familiäre oder anderweitig private Lösung vorhanden sei. Im vergangenen Jahr konnte die Kesb Zürich in 900 gemeldeten Fällen von einer behördlichen Massnahme vollkommen absehen.

Vorsorgeauftrag gibt Sicherheit

Im Gegenzug ist die Zahl der Vorsorgeaufträge, welche bei der Kesb Zürich hinterlegt sind, weiter markant angestiegen. Allgäuer ist erfreut darüber: «Mit einem Vorsorgeauftrag kann man

selber bestimmen, welche Personen im schlimmsten Fall für einen sorgen sollen.» Zudem geniessen Vorsorgeaufträge laut Allgäuer im Geschäftsverkehr, insbesondere bei den Banken, eine hohe Akzeptanz.

Allerdings ist auch ein Vorsorgeauftrag keine Garantie, dass die Kesb in einer Notsituation nicht einschreitet. Denn in jedem Fall muss sie einen Vorsorgeauftrag validieren. Sie muss abklä-

Für das Wohl eines Menschen ist die tatsächliche Beziehung zentral, nicht der Verwandtschaftsgrad.

ren, ob die betroffene Person tatsächlich nicht mehr urteilsfähig ist und ob die von ihr eingesetzten Vertrauenspersonen fähig und geeignet sind. Diese Überprüfung delegiert die Kesb Zürich an die Beratungsstelle «Begleitung private Beistände», welche mit den Beauftragten ein Gespräch führt und deren Straf- und Betreibungsregisterauszüge einsehbar sind. In den meisten Fällen erklärt die Kesb die Vorsorgeaufträge als gültig, aber nicht in allen. So präsentierte Allgäuer den konkreten Fall einer Frau,

welche ihre jüngere Tochter als Vermögensverwalterin eingesetzt hatte. Als die Frau urteilsunfähig wurde, brach in der Familie ein grosser Streit über den Auftrag aus. Nach intensiven Gesprächen mit der Kesb verzichtete die Tochter schliesslich auf den Auftrag, und die Kesb setzte einen Berufsbeistand ein.

Ungeeignete Angehörige

Laut Allgäuer ist es zentral, dass ein Vorsorgeauftrag korrekt aufgesetzt ist. Am einfachsten ist es, wenn man ihn von Hand schreibt und unterzeichnet. Bei vordruckten Lösungen muss der Vorsorgeauftrag unter notarieller Aufsicht unterschrieben werden. Einzusetzen sind Personen, die für die körperliche Sorge, für die Vermögenssorge und den Rechtsverkehr zuständig sind. Grundsätzlich kann auch eine Person all diese Aufgaben übernehmen.

Stellung nahm Allgäuer auch zu der geplanten Anti-Kesb-Initiative. Die Praxis zeige, dass es nicht in jedem Fall sinnvoll sei, bei Beistandschaften den nächsten Angehörigen den Vorrang zu geben, wie es die Kesb-Kritiker wünschen. «Wichtig ist die tatsächliche Beziehung und nicht der Verwandtschaftsgrad.» Deshalb könne ein Nachbar oder ein Freund der ideale Beistand sein als ein Enkel, mit dem die betroffene Person nichts zu tun habe.



So sollte es sein: Leihvelos in einer Station an der Werdstrasse. Foto: Samuel Schalch

Warum verwaisen die Züri-Velo-Stationen?

Der städtische Veloverleih wächst - und kämpft nicht zuletzt deshalb mit der Verteilung der Velos.

Hannes Weber

Ein Veloverleih mit fixen Stationen - funktioniert das? Und kann sich ein solches System gegen bestehende Stationslose wie O-Bike, Limebike und Smide behaupten? Das waren die grossen Fragen zur Lancierung des städtischen «Züri Velo» vor knapp zwei Monaten.

Nun zeigt sich: Reibungslos verläuft der Aufbau des Publibike-Systems nicht. Waren die Stationen zum Start noch gut mit Velos ausgestattet, sind mittlerweile an vielen Standorten nur wenige positioniert. Und manche Stationen sind zwischenzeitlich ganz verwaist, wie die Suche auf der interaktiven Karte zeigt, auf der die verfügbaren Velos für jede Station einsehbar sind.

Diese Velos gehen nicht etwa verloren oder werden massenweise geklaut. Das Problem liegt bei ihrer Verteilung. Das bestätigt Bruno Rohner, Geschäftsführer der Publibike AG, die mit städtischer Konzeption das Bikesharing-Netz betreibt. «Wir sammeln noch Erfahrungswerte zur Ausleihe und Rückgabe der Velos», sagt er. Die einzelnen Statio-

nen würden dabei laufend ausgewertet: «Wir analysieren, wo zu viele oder zu wenige Velos stehen respektive wo die Station zu klein ist, und passen die Zielwerte laufend an.» Die Verteilung übernimmt ein Team der Sozialen Einrichtungen und Betriebe der Stadt Zürich (SEB). Daneben sorgt dieses für den Unterhalt sowie das Laden der Akkus bei derjenigen Hälfte der Velos, die über Elektrounterstützung verfügen.

Auf Expansionskurs

Erschwerend komme das grundsätzlich erfreuliche Wachstum hinzu. «Mittlerweile haben wir 500 bis 800 Fahrten pro Tag, Tendenz stark steigend», sagt Rohner. Und auch das Angebot wächst, der Ausbau des Netzes durch die Publibike AG ist in vollem Gange: Ab morgen seien 650 Velos an 68 Standorten verfügbar - das entspricht fast einer Verdoppelung seit der Einführung. «Durch die laufende Verdichtung verändert sich auch die Nutzung der einzelnen Stationen», sagt Rohner. Das mache wiederum laufend neue Auswertungen nötig.

Publibike will sein Netz bis 2019 auf rund 150 Stationen ausbauen und dann über 2000 Velos bereitstellen. Das wären mehr als 13 Velos pro Station. Bis jetzt sind es knapp unter 10. Zur Lancierung erklärte Rohner als Ziel, dass die Zürcher in Gehdistanz eine Station finden, also «alle 300 bis 400 Meter.»

Zürcher zetteln Krawall an

Hooligans aus Zürich haben am Samstagabend nach einem Fussballspiel in Basel eine Schlägerei ausgelöst.

Marius Huber

Die Zürcher Fussballclubs hatten am vergangenen Wochenende zwar keinen Auftritt in Basel, wohl aber ihre gewalttätigsten Anhänger. Nach dem Heimspiel des FC Basel gegen Luzern haben am Samstagabend laut Meldungen auf einschlägigen Websites etwa 60 Angehörige der Prügeltruppe «Zürichs Kranker Horde» (ZKH), unterstützt von Leuten aus Karlsruhe, 30 Basler in weissen Maleranzügen angegriffen, als diese gerade die Pfeiler einer Autobahnbrücke bespraysen. Die Angreifer wurden aber bald selbst zu Gejagten und versuchten, in ihren Autos zu flüchten, wobei sie von den Baslern heftig attackiert wurden. Videoaufnahmen von Zeugen zeigen unter anderem, wie Autos mit Absperrgittern beworfen und die Scheiben mit Stangen eingeschlagen werden.

Staatsanwaltschaft bestätigt

Die Basler Staatsanwaltschaft bestätigt die Schlägerei und dass manche der involvierten Personen das Kürzel ZKH auf den Kleidern getragen hätten. Luzerner Fans seien indes kaum beteiligt gewesen, diese seien nach dem Spiel von der Polizei zum Bahnhof geleitet worden. Mehrere Personen hätten sich nach der Schlägerei selbstständig zur Notfallstation begeben. Noch nicht abschliessend geklärt ist die Frage, ob bei den Auseinandersetzungen auch Unbeteiligte zu Schaden kamen. Der Halter des mit Stangen bearbeiteten Autos ist bekannt, weil dieses nach dem Angriff nicht mehr fahrtauglich war. Er wollte laut Staatsanwaltschaft aber nicht sagen, ob er zu einer Hooligan-Gruppierung gehört oder nicht - wie alle anderen, die von der Polizei gefasst und befragt wurden.

Unter den 14 Männern, die die Polizei kontrollierte, haben zwei ihren Wohnort in Zürich. Zwei weitere kommen aus Deutschland. Diese beiden wurden als einzige vorübergehend festgenommen, sind inzwischen aber wieder auf freiem Fuss. Die Staatsanwaltschaft wertet nun die Videoaufnahmen aus. Es läuft ein Verfahren wegen Raufhandels.